

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 24. Bromberg, den 30. Januar 1937

Und ewig singen die Wälder

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(23. Fortsetzung.)

Und wenn sie seitdem hieran dachte, dann begriff sie, wie falsch ihre bisherigen Vorstellungen von dem feierlichen Wort Liebe gewesen waren. Sie hatte darüber gespottet, weil es soviel zu geben verheißt, während sie von zu Hause und von anderen wußte, daß dergleichen Hoffnungen doch nur bitter enttäuschen. Was sie jetzt in sich fühlte, hatte mit der Hoffnung, etwas zu erhalten, wenig zu schaffen. Konnte sie denn von jemandem mit so hartem Ausdruck, wie diesem jungen Mann vorm Kamin, irgendwelche Herzlichkeit erwarten? Nein, sie empfand nur ein unsägliches Bedürfnis, zu geben, gut zu sein. Und das war sicherlich Liebe.

So dachte Adelheid Barre und dünkte sich vielleicht auch hierin besser und verständiger als andere. Aber sie vergaß wohl, sich zu fragen, wodurch dieses Bedürfnis, zu geben, in ihr wachgerufen worden war. Wünschte sie sich nicht, Dankbarkeit aus den bezwingendsten Augen, denen sie je begegnet war, strahlen zu sehen? Und sah sie nicht damals ein Lächeln wie einen goldenen Schein über sein Antlitz gleiten — ein Lächeln, das gerade auf diesen strengen Zügen so ganz besonders hell wirkte? Fühlte sie nicht das Verlangen, dieses Lächeln möchte auch einmal, viele Male, ihr selbst gelten? Hatte sie nicht zwei starke Hände mit einem Hund spielen sehen — und freundliche Koseworte gehört — und die treue Freundschaft beobachtet, die dem guten, alten Hundevieh aus dem Blick des jungen Burschen entgegenleuchtete?

Arme Adelheid Barre! Sie war an den Bruder eines Mannes geraten, dessen Anblick viele Frauen schwach gemacht hatte, und dieser war noch gefährlicher, denn er wirkte gewaltiger, und es lag die zuverlässige Biederkeit über ihm, die dem Bruder gefehlt hatte. Adelheid sann und kämpfte gleich vielen Frauen, um aus sich selber klug zu werden. Von jenem Abend war so vieles in ihrem Gedächtnis haften geblieben. In den Augen ihrer Großmutter galt es als das Unverzeihlichste auf der Welt, sich nicht sauber und ordentlich zu kleiden. Gleichgültigkeit in dieser Richtung war der Welt größtes Laster. Und Adelheid selber hatte diesen Anschauungen nachgelebt und sich in den letzten ärmlichen Jahren Tag und Nacht gequält, ihre und des Vaters Sachen tadellos instand zu halten. Nun saß sie dort auf Björndal, als der Sohn des Hauses in den Frieden hereingeschneit kam, mit wildzerrissenen Kleidern und wirrem Haar — so ganz gegen alles, was sie bis zu diesem Augenblick für anständig gehalten hatte. Und gleichwohl meinte sie gerade in diesem Mann soviel Wert zu finden, daß ihr Herz davon erwachte. Nach vielem Nachdenken hierüber war sie zu dem Schluß gekommen, daß er gerade so echt war, wie die anderen falsch, und daher genau so, wie sie sich Menschen wünschte. Und Adelheid traute ihrem Gefühl.

Oft hörte sie sagen, sie sei eine echte Tochter ihrer mütterlichen Familie, und sie wußte, was die Leute hinterher tuschelten, wenn sie das behaupteten. Von diesen Frauen ging die Rede, sie wären alle hübsch, groß und stattlich anzuschauen — klug und vielseitig begabt; ihre Herzen aber wären kalt und ihr Stolz nicht zu beugen, und alle das Unglück ihres Mannes.

Es war schauderhaft. Sie erinnerte sich auch an Tante Eleonores Ausspruch, die Frauen ihrer Familie wären zwar stolz, aber kaltherzig wären sie nicht. Und dann — das Unheimliche in der Erinnerung gerade jetzt so Bedrückende — dieser Stolz käme aus dem Herzen; daher könnten sie nur ein einziges Mal in Liebe entbrennen und diese Liebe nie wieder vergessen. Nähmen sie dann einen anderen Mann, so geschähe es nie aus Liebe, und das wäre an dem Unglück schuld. Deshalb habe sie nicht geheiratet, sagte Tante Eleonore, und Adelheid solle es auch nicht tun. Denn sie alle verfolge das Schicksal: niemals den Mann zu bekommen, den sie liebten. Eine aus der Familie müßte sich wohl so schwer gegen Gott versündigt haben, daß er sie auf ewige Zeiten hierzu verurteilt hätte.

Adelheids Kopf ruhte schwer in der Hand. So war es denn sicherlich auch ihr Schicksal, diesen einen zu sehen und sich in ihn zu verlieben, den sie nicht vergessen und nicht bekommen konnte. — Ihr Schicksal, jenes eine Mal nach Björndal zu kommen, um dort den Kummer ihres Lebens zu finden. Es war also nun auch mit ihr so weit. Weshalb sollte sie, in ihrer Armut, als erste der Frauen ihres Geschlechts von jenem Fluch freibleiben? Die anderen hatten ihres Wissens auch den Blick nicht höher erhoben, als ihnen zukam. Und erhob denn sie selbst ihn zu hoch? „Ein Bauer" würde man in ihren Kreisen sagen und entsetzt die Hände überm Kopf zusammenschlagen, würde sich bekreuzigen — und sich heimlich an ihrem Fall weiden.

Adelheid Barre, jetzt lügst du! —

Laut und schneidend klang es durchs Zimmer, so daß sie auffuhr. Die Worte waren aus ihrem eigenen Munde gekommen. Ihre Ehrlichkeit hatte sie ihr auf die Lippen gezwungen. Sie reckte sich und blickte umher, als wäre sie nicht mehr allein. Ja, wiederholte sie leiser, du lügst. Du willst dir etwas verhehlen. Du tust, als kreisten deine Gedanken nur um Liebe und Schicksal, und du schweigst ganz vom irdischen Mammon. Du tust, als lebtest du zu Großmutters Zeiten, und willst dir weismachen, in deinen Kreisen würde man das Wort „Bauer" aussprechen, wenn sich dein Wunsch erfüllen sollte.

Nein, meine liebe Adelheid.

Wieder sprach sie laut. Ihr war, als sei die Stimme der Großmutter erklungen, sie fuhr zusammen und krampfte die Hände unruhig um die Stickerei. Du weißt genau, daß sich die Zeiten geändert haben und viele in deinen Kreisen über ihre Armut seufzen. Du weißt, daß Adel und Stand nicht mehr soviel bedeuten wie vor einigen Jahren. Du weißt, daß sich manch hochgeborenes Fräulein heute glücklich preisen würde, wenn es sich in einen der alten Bauernhöfe hineinsetzen könnte. Und weißt aus Andeutungen, die du in Vorgland aufgeschnappt hast und aus dem, was dein Vater danach in der Stadt erfahren hat, daß Björndal ein mächtiger Hof ist. So hätschelst du am Ende nur deinen

Stolz, deinen Traum vom Reichtum. Allen, die du für deine heimlichen Neider hältst, gönnst du es, den Tag zu erleben, da sich deine Armut in Wohlstand wandelt, gönnst ihnen den Verdruß, daß du selbst in Sicherheit sitzen kannst, während die schweren Zeiten, von denen man jetzt allgemein munkelt, über das Land und über sie hingehen.

Sie erhob sich feierlich wie in der Kirche, faltete die Hände, preßte sie fest zusammen und flüsterte leise Worte — zu Gott. — „Ich weiß, daß ich meinen Blick hoch erhebe. Weiß, daß Björndal groß und mächtig ist, aber nichts wußte ich und keine Ahnung von alledem hatte ich, als ich das Verlangen verspürte für ihn etwas zu sein. Gott im Himmel, du weißt, daß es wahr ist. Prüfe mich — hilf mir von allem, was mich kleinlich und schlecht macht. Laß mich ihn wiedersehen, laß mich die Seine werden. Laß mich zeigen, daß ich seine Frau sein will in guten und bösen Tagen, in allem — und strafe mich, wenn ich verzage — — —"

Sie war in den Stuhl gesunken, das Gesicht hatte sie in die Stickerei vergraben und die Arme über den Tisch gestreckt wie im Krampf. Und sie flüsterte noch andere Worte, heiße, eindringliche Bitten — — —

Die schöne, ehrliche Adelheid — sie schlief über dem Tisch in der Wohnstube ein, und ihre stolze Haltung schwand dahin.

Die Uhr, die einst von England herübergekommen war, tickte und ging, und auf dem Zifferblatt standen nur die beiden Worte: Memento mori.

Das war Kirchenlatein und hieß etwa, man solle an den Tod denken. Für Adelheid aber bedeutete es von jeher: sei ehrlich, denn dazu war sie niemals angehalten worden, und daher war dies das strengste Gebot, das der Gedanke an den Tod ihr auferlegte. Und die Uhr ging und ging und schlug ihren Schlag Stunde um Stunde.

Sie hatte gerade zwei geschlagen, als der Schlüssel in der Außentür rasselte und der Major eintrat. Er war bei guten Freunden in vergnügter Gesellschaft gewesen und leicht angeheitert. Der Nachtwächter hatte ihn im Vorbeigehen mit großer Ehrerbietung gegrüßt, und alles in der Welt war im Lot — außer, daß er in seinem Fenster Licht sah; das war so ganz gegen alle Gewohnheit und wirkte daher fast wie ein böses Omen.

Er sang gerade eins der guten alten Lieder aus deutschen Landen, wo er einst gekämpft hatte — da bemerkte er dieses Licht, und zwar im Wohnzimmer, in dem sein Bett stand. Wäre es noch in Adelheids Stube gewesen; sie war ja in letzter Zeit so unberechenbar. Er öffnete behutsam die Tür — und schloß sie ohne unnötige Geräusch. Aha, sie war über ihrer Näherei eingeschlafen. Dann kam sie also wegen des Apothekers langsam zur Vernunft und machte sich ans Nähen. Dem Major wendete sich leicht alles zum Guten. Er war kein tiefer Kenner der menschlichen Seele, hatte aber die gute Seite, daß er sich über die Fehler der Menschen wenig ärgerte und schnell etwas Erfreuliches an ihnen herausfand. Und vielleicht hatte er seine Gründe, sich über andere zu freuen, denn mit sich selbst war er wenig zufrieden. Jetzt stand Weihnachten vor der Tür, die Groschen waren betrüblich knapp und die Zeiten schlecht. Nicht einer seiner Freunde hatte ihm dieses Jahr ein Wort geschrieben, daß er als Weihnachtsgast willkommen sei. Es graute ihm vor Weihnachten; Adelheid in dieser trübseligen Laune, und dann die ganzen Festtage einsam im Elend zu Hause herumsitzen zu müssen.

Er ließ seinen Blick auf der Tochter ruhen und empfand ein wenig Mitleid mit ihr — aber solche Regungen faßten bei ihm nicht Fuß. Dort lag ein Brief an ihn. Der Major bekam öfters Briefe, denn er besorgte Geschäfte für Offiziere draußen auf dem Lande und hatte daraus kleine Einnahmen. Er riß den Brief auf, aber beim Lesen wurden seine Züge nachdenklich.

„Adelheid!" sagte er mit ziemlich lauter Stimme. Sie fuhr auf, blickte verwirrt um sich — und ihr Blick streifte das Zifferblatt. Es zeigte fast halb drei. Als echte Frau wartete sie nicht des Vaters Strafpredigt ab, daß sie einschlief und das Licht unnütz brennen ließ. Sie ergriff zuerst das Wort: „Kommst du so spät?"

„Die Stimme der Tochter, die Worte der Mutter", erwiderte der Major heiter. Adelheid strich sich über die Augen und starrte auf sein selbstzufriedenes Gesicht. Sie hatte geträumt, und zwar, daß sie mit dem Vater darüber spräche, ob sie nicht Weihnachten nach Borgland fahren könnten. Sie waren im Sommer mehrmals halb und halb dazu eingeladen worden. Wenn auch nur aus Höflichkeit, so war die Aufforderung doch ausgesprochen worden, und da sich ihnen kein anderes Reiseziel bot, konnten sie schließlich nach Borgland gehen. Als sie jetzt des Vaters gutgelaunte Miene sah, fand sie, am Ende könne sie ebensogut gleich fragen.

Der Major räusperte sich unterdessen und erzählte, er habe einen Brief erhalten. „Ja", erwiderte Adelheid, „das weiß ich ja." — „Aber kannst du raten, von wem?" Sie merkte, daß es kein gewöhnlicher Geschäftsbrief sein konnte, und ging in Gedanken alle durch, von denen sie sonst Briefe erhielten, aber sie kam nicht darauf.

„Kannst du es nicht raten?" fragte er vergnügt. — „Nein", aber im selben Augenblick durchfuhr sie ein eisiger Schreck.

„Ist er — ist er — — aus — Borgland?" stieß sie hervor.

„Nicht schlecht geraten", antwortete der Major.

Adelheid schloß die Augen und sandte einen Gedanken zum Himmel. Hatte sie nicht Gott heute abend darum gebeten? War es wirklich so, daß aufrichtige Gebete erhört wurden? Aber sie kam schnell von diesen Betrachtungen ab, denn der Major erklärte mit lustigem Lächeln, sie müsse noch einmal raten. Nein, Adelheid wußte keinen anderen Ort mehr. Ihr Haupt senkte sich so müde, es war ihr gänzlich gleichgültig, woher der Brief kam, wenn nicht aus Borgland. Der Major begriff diesen Wechsel zwischen sprühender Lebendigkeit und düsterer Gleichgültigkeit gewiß nicht; wenn er es aber recht bedachte, dann bedeutete es für sie vielleicht nicht dasselbe wie für ihn. Ja, womöglich wollte sie nicht einmal etwas hiervon wissen, und was tun, wenn sie zum Inhalt dieses Briefes ein glattes „Nein" sagte?

Er ließ den Kopf hängen, und der Brief wurde gleichsam welk in seiner Hand. Wenn sie wenigstens böse würde, dann hätte er Grund, grob zu werden und zu sagen, er wolle es so und damit basta. Die Stärkung durch manches Glas und der Rauch von mancher Pfeife stieg dem Major zu Kopf. Er sah offenbar nicht mehr ganz klar, denn Adelheid, die stolze Dame, verflüchtigte sich ihm zu einem bloßen Schatten. „Hm, die Uhr ist halb drei, und wenn du nicht raten willst, dann muß ich es eben sagen. Der Brief ist nur von dem armen Kerl, dem Klinge". Der Major blickte auf das Papier, um die wichtigsten Zeilen zu suchen, und dies ersparte ihm einen überwältigenden Anblick.

Adelheid veränderte sich völlig, aus einem Schattenwesen wurde ein Löwin. Sie vergaß alles, Vernunft, Rücksicht, sie warf sich im Stuhl nach vorn und klammerte sich mit beiden Händen an die Armlehnen. „Von Klinge", flüsterte sie.

„Ja", sagte der Major und suchte weiter in dem Brief. „Ich weiß es, du bist enttäuscht, aber du mußt dich fügen. Er ist doch mein guter, alter Freund und Waffenbruder, und dies Jahr bleibt uns ja keine Wahl. Harte Zeiten, wenig Geld, wenig Lebensart. Da müssen wir vorlieb nehmen."

Adelheid hatte sich gefaßt, hatte sich stumm und lautlos wieder in den Stuhl zurückgelehnt. Ihr Nacken hob sich wie sonst, ihre Hände aber hielt sie gefaltet, so fest, daß die Knöchel weiß wurden.

Der Major las ihr den Brief vor. Er enthielt die Einladung, Weihnachten nach Björndal zu kommen. Am Schluß riet Klinge, wie sie die Reise wegen der Kälte am besten einteilten. Sie könnten wohl von Björndal Pferde bekommen, doch dann hätten sie unterwegs die langweiligen Wartezeiten. Daher sei es günstiger, von Station zu Station neue Pferde zu nehmen; am letzten Wechselplatz würde dann der Björndaler Schlitten warten. Sie möchten ihre Antwort bei Kaufmann Holder abgeben, die nächste Fuhre nähme dann den Brief mit.

Adelheid hatte für Weihnachten noch nichts vorbereitet, ehe der Brief von Klinge kam, und deshalb war dann vieles zu waschen und zu nähen, herzurichten und zu bügeln, sowohl an des Majors stark mitgenommenen Sachen wie an ihren eigenen. Alles, wovor ihr sonst graute, ging ihr diesmal so sonderbar leicht von der Hand, und die Tage vor dem Fest waren genau so voll spannenden Herzklopfens, so voller Glücksstimmung wie in ihrer schönsten Kinderzeit.

Die Pferdeschellen hatten einen freudigen Klang in solchen Tagen, wo sie auf der Fahrt zum Weihnachtsbesuch klingelten; und für Adelheid hatten sie noch nie so geläutet wie an dem Morgen, als das Pferd die ersten Schritte auf dem langen Weg nach Björndal machte.

(Fortsetzung folgt.)

Brotmehl und Hufspäne.

Eine Fastnachts-Geschichte von **Paul Burg.**

Seit Martini war beim Mühlenschmied ein neuer Schmiedegesell, ein Riesenkerl mit so blauen Augen, blondem Haar und mächtigem Brustkasten, daß die Mädels im Dorf sich öfter als zuvor bei der Schmiede sehen ließen und nach der Rübenernte aus allen Höfen, wo heiratsfähige Töchter werkten, die Rechnung fürs Beschlagen und Werkzeugschleifen, für Wagenreifen und Radnägel von den schmucken Bauerntöchtern selber an den Schmied bezahlt wurde.

Sie hatten den Riesengesell am Amboß gesehen, das Herz schlug ihnen lauter und schneller hinter dem Brusttuch, und sie beneideten die Mühlen-Schmiedlies, mit solchem Manne jeden Tag am gleichen Tisch zu sitzen. Sie erbte einmal die Schmiede im Dorf und die alte Mühle auf dem Hügel darüber, dazu zwölf Morgen guten Acker, blieb aber ein Handwerkerkind und ihr Vater Müller und Dorfschmied in gleicher Person.

Der Alte war aber ein auffahrender Kerl! Er hatte Anno dazumal im Manöver dem Kaiser das Pferd beschlagen und war vor den Augen des hohen Herrn mit seinem Schecken, den er einem Zirkus abgekauft, durch die sich drehenden Windmühlenflügel hindurchgeritten wie weiland des Alten Fritz junger General Seydlitz. Wer ihm das nicht nachmache, kriege auch seine einzige Tochter mitsamt der Mühle und Schmiede nicht.

Aus der Lies wurde auch keiner klug, daß sie gegen den neuen Gesellen so stolz tat. Oft genug hatte der Vater im Dorfkrug erklärt: Schmiede und Mühle sind wie Schwarz und Weiß. Bis in die Schwedenzeit zurück hätten seine Vorväter die Mühle gehabt und die Schmiede dazu — Brotkorn und Hufeisen gehörten zusammen.

Was tat sich denn?

Der Lehrbub hatte im Dorf erzählt, eines Sonntags habe früh auf dem Amboß ein Herzchen aus abgeschnittenen Alpenveilchenblüten gelegen und vor der Lies ihrer Stubentür ein großes Pfefferkuchenherz mit weißen Zuckerkringeln. Das Blumenherz habe der Meister ins Feuer geworfen, und darob sei ihm, dem Lehrbuben, der Kettenzug des Windgebläses aus der Hand gerutscht und das Feuer jäh erloschen. Der Mühlen-Schmied habe einen fürchterlichen Krach geschlagen und den Gesellen angeschrien: „Wer nicht wie Seydlitz im Sattel sitzt, soll nicht wagen, auf die Lies ein Auge zu werfen!"

„Wer ist Seydlitz?" Halb über die Schulter fragend, hatte der Gesell einen Stengel der verkohlten Blumen vom Herdrand gefischt.

Jeden Sonntagmorgen lagen Blumen auf dem Amboß, einmal ein Kränzlein aus halbtrockenen Strohblumen, das der Gesell dem Lehrbuben auf den Kopf stülpte. Der Meister lachte höhnisch dazu.

Als am Goldenen Sonntag die Lies zu ihrer Base fuhr, wo ein Kind erwartet wurde, schickte der Meister auch den Lehrjungen bis über Neujahr nach Hause und machte dem Gesellen das Ansinnen, Arbeit sei doch keine, also müsse er im Hause mithelfen, auch früh die Schuhe putzen und die Stuben aufwischen. Der Schmiedegesell, ein rechter Einspänner und ohne jeglichen Anhang im Dorf wie draußen, verrichtete ohne Widerrede übers Fest die Hausmädchendienste und wäre doch an jedem Bauerntisch im Dorfe ein gerngesehener Gast gewesen. Er schrubbte auch dem Mühlen-Schmied die Kammer aus und fand dabei seine vier Pfefferkuchenherzen, die er der Lies in stillem Hoffen vor die Stubentür gelegt, angeknabbert hinter des Meisters Bett.

Ah, darum tat sie so fremd zu mir!

Warte, du alter Halunke!

Am dritten Festtag war der Gesell schon wieder emsig zwischen Amboß und Feuer — der Schmied in seiner Stube hinterm Wirtschaftsbuch freute sich, wie der Blasebalg surrte und das Eisen klang — da wurde was fertig!

Aus sieben Hufeisen schmiedete der Gesell ein Herz und legte es dem Schmiedetöchterlein zur Nacht auf die Schwelle.

Am anderen Morgen schmetterte ihm der Schmied das Eisenherz fluchend vor die Beine.

Der Gesell blickte ihn lachend an.

„Habt Ihr Euch jetzt den Habgierzahn ausgebissen? Daß Ihr's wißt, Meister: Meine Zeit hier ist zu Ostern um!"

Der Mühlen-Schmied stand betroffen. Solch einen Kerl verlieren? Gut, die Weibsart solle er künftig lassen, könne sich auch mehr zur Familie rechnen, sogar die Taufe bei seiner Nichte mitmachen. Ah, das werde ein Heidenspaß sein! Die Großbauern hätten ja was auszugeben — im großen Gasthaussaal werde gespeist . . . immer feste drauflos! Da krache die Tafel vor Braten und Flaschen! Aber sie sollten sich alle verrechnet haben, die elenden Schmarotzer bei diesem Kindtauffest!

„Ich mache so . . . bloß so mit der Hand, und ihr seid alle die Dummen!" Höhnisch lachend entfernte sich der Schmied. Der Gesell blickte ihm versonnen nach.

Die Lies war wieder da — er stellte sie unter der Tür: „Ich muß etwas mit Ihnen absprechen!" Sie wurde rot und blaß bis unter ihre blonde Flechtenkrone.

„Ihr Vater hat wieder einen seiner Streiche vor . . . er hat auch alle meine Pfefferkuchenherzen gefr . . . und später . . . das ist nicht so wichtig. Ich habe ihm dann eins aus Eisen gemacht und hingelegt, daß er sich seinen schlimmen Zahn dran ausbeißen sollte. Jetzt will er die Taufe bei Ihren Verwandten stören.

„Er hat Sie doch eingeladen!"

„Das wissen Sie? Dann haben Sie auch gehört, daß ich zu Ostern . . ."

Sie murmelte, ohne ihn anzusehen, er hätte ja die Stuben nicht zu schrubben brauchen.

„Hätte ich da vielleicht die Honigkuchenstücke hinter seinem Bett gefunden? Aber die Blumen waren gar nicht von Ihnen . . . wir haben doch keine Alpenveilchen!"

„Ach, lassen Sie doch, ich wollte Ihnen auch etwas mitbringen, aber ich wußte nicht recht . . ."

„Geben Sie mir die Hand, Fräulein Lies, dann ist's gut! Und wenn die Taufe ist, rate ich Ihnen: Schneiden Sie alle vier Zipfel am Tafeltuch los!"

„Ich soll — —?"

„Ja, das sollen Sie — und nicht weiter fragen!" Er ging an seine Arbeit. —

Zur Taufe stand das halbe Dorf auf dem Kopf — die Bauerntöchter jubelten: Der Riese ist eingeladen! Wir haben ihn mitten unter uns gesetzt! Sie waren erstaunt, daß er in seinen blauen Anzug so gar nicht mehr „riesenhaft" aussah. Und die Lies sprach freundlich mit ihm! So eine Heimliche!

Ihr Vater kam, als alle schon versammelt waren. Er trat an die Stirnseite der langen festlich geschmückten Tafel. Na, seid ihr alle da, ihr Schmarotzer und Prasser? Laßt's euch gut schmecken! Hohnlachend griff er die Zipfel des Tischtuches und wandte sich zum Gehen — er wollte das Tischtuch samt allem, was darauf war, hinter sich herziehen, daß die Gäste mit langen Gesichtern dasäßen — aber nur die Zipfel blieben in seiner Hand.

Die Lies warf dem Gesellen einen dankbaren Blick zu — den Mühlen-Schmied hat keiner mehr im Saal gesehen, aber die Lies tanzte fast nur mit dem Gesellen.

Das war dem Alten zu bunt. „Da draußen steht die Mühle — erst wer durch ihre Flügel geritten ist, darf zu meinem Mädchen Du sagen!" —

Das Reitpferd des Gutsinspektors sollte beschlagen werden. Wortlos tat ihm der Gesell das rotglühende Eisen auf. Das Huf-Horn bruzzelte und zischte brandig auf, die Nägel wurden eingeschlagen, ihre Spitzen umgebogen und abgefeilt.

„Laßt mir mal auf fünf Minuten den Gaul und stellt Eure Mühle an, Meister!"

„Seid Ihr wahnsinnig? Es kann Euch den Kopf kosten! — Lies, Lies . . . wo ist die Lies? Der verrückte Kerl will doch nicht . . .?"

Aufgeregt stand die Lies unter der Tür und bettelte: „Ich nehme den guten Willen für die Tat!" Sie griff dem Inspektorpferd in die Zügel — aber der Gesell hatte schon die schwere Lederschürze abgetan, war aufgesessen und drängte vor.

„Das ist ein rechter Gänger! Wollt Ihr den ohne Bügel reiten?" rief der Inspektor.

„Los! Stellt die Mühle endlich an!"

Der Fuchs ging wie nach Gedanken. Dreimal ritt ihn der Schmiedegesell um die klappernd und knarrend langsam anlaufende alte Mühle, dann drehte er bei und zwängte das Pferd knapp zwischen zwei Flügeln hindurch, riß es drüben haarscharf nochmals herum und ritt durch die nächste Flügelbespannung wieder hindurch zurück. Die Lies und der Inspektor schrien wie aus einem Munde: „Halt! Halt!" Da stand die alte Mühle keuchend still, und aus dem Guckloch streckte der Mühlen-Schmied sein scheckiges Gesicht. Eigentlich gelte das erst halb . . .

„Eigentlich sollte man Euch an Eurer Mühle aufhängen!" Der Inspektor tätschelte seinem Fuchs die Flanke, und der Gesell zog den Pferdekopf an seine Wange und streichelte ihn.

„Bist ein gutes Tier, verständiger als manche Menschen!“ Er ging in seine Schmiede, als wäre nichts geschehen, aber mit der Lies sprach er kein Wort mehr. —

Die Mädchen im Dorf gerieten schier aus dem Häuschen, sie konnten heuer die Fastelnacht kaum erwarten und wollten dem kühnen Schmiedegesellen große Ehre antun. Sein Meister brüstete sich, er sei einmal als ganz junger Kerl die Treppe zum Tanzsaal hinaufgeritten, oben über die Festtafel hinweggesetzt und vom Altan heruntergesprungen. Der Gesell hatte nur höhnisch dazu gelacht und dabei zum Fürchten ausgesehen. Was würde er tun? Die Mädchen im Dorf wollten vorbeugen; sie hielten einen hochbeladenen Strohwagen unter dem Altan bereit.

Aber die Lies tat einen Bittgang zum Gutsinspektor, er solle nicht so schlecht von ihrem Herzen denken und ihr den großen Kastenwagen für Gerstenkaff leihen. Den ließ sie heimlich hinter die Saalauffahrt schieben, gerade wo die breite Treppe ansetzt, und als am Fastelabend ihr Ritter hoch zu Roß keck in den Saal hinaufreiten wollte, wo alle Bauernmädchen schon mit lautklopfendem Herzen in Angst und stolzer Hoffnung seiner warteten, trabte das Pferd mitsamt dem Reiter hinein in den Kaffwagen — das Wagenschütz fiel hinter ihm zu ... Gefangen saß der kühne Schmiedegesell, und seine Schöne selber, die spröde Lies, schüttete Mehl und Hufspäne über ihn aus, um ihn durch diesen alten Brauch an sich zu bannen für alle Zeit. Sie hat ihn, der gar nicht widerstrebte, auch selber auf seinem Pferde im ratternden, rumpelnden Kaffwagen durch die Fastnacht, die klingende, singende, spukreiche Fastelnacht nach Hause kutschiert ...



Bunte Chronik



Die weiße Gemse der Tatra.

In der hohen Tatra ist man auf tschechoslowakischem Gebiet augenblicklich dabei, die Gemsen, die dort noch vorkommen, zu zählen. Diese überaus graziösen Tiere fangen an, in der Tatra selten zu werden, und man hat die Absicht, Maßnahmen zu ihrem Schutze und ihrer Erhaltung in die Wege zu leiten. Man will vor allem die Zahl der Tiere festsetzen, die im Laufe einer Jagdsaison geschossen werden dürfen.

Die Jagd auf Gemsen ist in der Tatra sehr beliebt. Man erzählt, daß Kaiser Franz Joseph einige seiner diplomatischen Erfolge Einladungen zur Jagd auf Gemsen zu verdanken hat. Auch die Diplomaten haben ihre Schwächen.

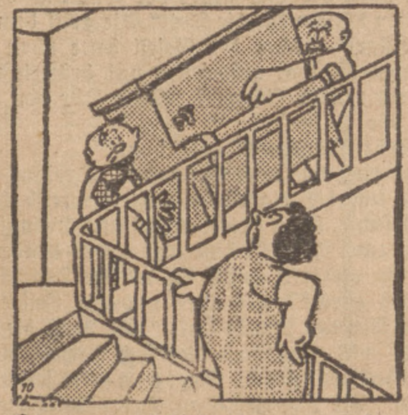
Es herrscht übrigens in der Tatra ein merkwürdiger Aberglaube. Man sagt, eine weiße Gemse ist eine Naturerscheinung, die nur ein einziges Mal in jedem Jahrhundert auftaucht, und wer sie töte, stirbt im gleichen Jahre selbst. Im Herbst des Jahres 1913 sah Erzherzog Franz Ferdinand, der im Mürzsteg jagte, eine weiße Gemse, die sich von ihrer Herde getrennt hatte. Trotz des Abratens seiner Jagdgefährten erlegte er sie. Es dauerte auch nicht ein Jahr und er wurde in Serajewo ermordet.



Lustige Ecke



Die energische Hauswirtin.



„Gehen Sie augenblicklich hinunter und wischen sie sich erst die Füße ab!“



Rätsel-Ecke



Wegweiser-Rätsel.



*

Verwandlungs-Aufgabe.

Nachstehende 11 Wörter sind durch Veränderung ihres Anfangsbuchstabens in ebensoviele Wörter anderer Bedeutung zu verwandeln: Korn, Eden, Halm, Dora, Ober, Plan, Angel, Kahn, Oder, Geld, Dole. Bei richtiger Lösung nennen die neugewählten Köpfe einen mit frohem Hoffen begrüßten Ankömmling.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 18

Rahmen-Rätsel:



*

Rösselsprung:

Liebe.

Das ist der größte Schmerz geblieben,
Von allen Schmerzen, die es gibt:
Ein Herz aufs innigste zu lieben,
Das uns nicht herzlich wieder liebt.

Otto Promber, Dresden.

*

Pyramiden-Rätsel:

P
U L M
S T A H L
T A R T I N I
S C H L E U D E R
W A L L E N S T E I N

= **Platen.**

*

Scherz-Aufgabe:

Neu jahr s nach t = **Neujahrsnacht.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.